

(Nachdruck verboten.)

16)

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Er athmete tief auf. Es war eine anständige Stelle, die in dem etwas mäßig besuchten Hause wohl keine glänzende sein und viel Arbeit erfordern würde, die dann aber auch der Ausgangspunkt für eine gute Karriere werden konnte. Jedenfalls aber brauchte er sich Klara gegenüber dieser Stellung nicht allzusehr zu schämen, denn daß seine Braut auf keine glänzende Heirath Anspruch machen konnte, hatte er gestern in den fast ärmlichen Wohnräumen der Geheimrätin zur genüge erkannt. Er war auf das höchste erstaunt gewesen, als diese Wohnung gar so sehr mit den feinen und theuren Kleidern der Damen kontrastirte, und er war zu naiv, um zu wissen, daß die Welt namentlich beim Männerfang betrügt und betrogen wird. Eigentlich war er sogar froh, daß die Familie seinen bescheidenen Verhältnissen keine Pracht entgegensetzen konnte, denn daß er in diesem Falle Klara überhaupt nicht erhalten würde, war mehr als klar. Auch konnte er unter den bestehenden Umständen die Unwahrheiten betreffs seiner Person jedenfalls leichter korrigiren, und schließlich tröstete es ihn, daß er irgendwo einmal gelesen hatte, wie ehrenvoll es sei, wenn der Mann ein armes Mädchen heimführe.

Er ging ins Royal und wurde mit dem Besitzer über sein Fortgehen nach einigem Hin- und Herreden einig. Dann schlenberte er etwas beklommen dem Halleischen Thore zu, um Klara zu besuchen. An der Ecke der Kochstraße hing sich plötzlich eine Dame an seinen Arm, und er war nicht sehr erfreut, in dem elegant gekleideten Mädchen seine Schwester zu erkennen.

Aber mit einem Schwall von Worten zerstreute sie sofort seine Bedenken und hatte in fünf Minuten ihre neueste Geschichte erzählt: von ihrer Verzweiflung, von ihrem Lebensretter, von der armen Eva Simon, um die sie Trauerkleider trage — wunderhübsche Kleider, nicht wahr? — und welch entzückender Mann der Justizrath sei. Sie brauche nie mehr in die Armut zurückzugehen und man könnte überhaupt nicht wissen, was noch geschehen würde.

Richard war natürlich auf das angenehmste überrascht. Die Geschwister, die sich eigentlich wenig oder gar nicht kannten, gingen zusammen in ein Restaurant und plauderten. Er ließ Bier und Hummersalat auftragen und freute sich, die gut situirte Schwester traktiren zu können. Wenn Papa Kreiser von seiner Zelle in Plögensee aus die beiden hätte sehen können, gekleidet wie Grafenkinder, vergnügt schmausend und plaudernd, er hätte neben Stolz und Freude doch auch ein wenig Aerger und Neid empfunden.

„Du mußt mich besuchen, Richard, auf jeden Fall. Ich habe dem Justizrath schon von Dir erzählt, er wird sich riesig freuen.“

Er berichtete dann von seiner Verlobung, und Neunchen war ganz außer sich vor Freude und Theilnahme. Kurz, die beiden, die sich in der dürftigen Zeit um einander nicht gekümmert hatten, fanden sich jetzt gegenseitig reizend und schlossen eine prächtige Geschwisterfreundschaft. Sie wollten jetzt trenn zu einander halten, ganz gewiß.

Richard begleitete die Schwester noch ein Stück Wegs, da er es mit seinem Brautbesuche aus erklärlichen Gründen nicht allzu eilig hatte, und sie trennten sich mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens.

Als Neunchen nach Hause kam, nahm ihr Aile dienstbeflissen den Mantel ab. Das „Fräulein“ war zur Verwalterin des Hauses ernannt und spielte ihre neue Rolle mit Grandezza. Bisweilen, wenn es einmal sehr langweilig war, ging sie wohl in die Küche, setzte sich auf den Stuhl in der gemüthlichen Herdecke und plauderte mit den beiden Mädchen, im allgemeinen hielt sie aber auf Würde und trug Eva's Schlüsselbund mit guter Haltung.

Im Wohnzimmer, wo bereits gedeckt war, fand sie nur Abraham; der Justizrath war noch nicht zu Hause. Sie nahm eine Handarbeit vor, und beide saßen schweigend.

An Abraham hätte wohl nur ein sehr scharfer Beobachter eine Veränderung wahrnehmen können, und doch hatte er mehr

gelitten als alle. Auf den Schmerz waren bei ihm wilde abenteuerliche Pläne gefolgt. Er wollte den Mörder seiner Schwester fordern und todtschießen wie einen Hund. Aber, lieber Gott, was hätten wohl K., J., der Lieutenant und alle Welt gesagt, wenn ein dummer Junge aus Sekunda, der noch dazu Abraham Simon hieß und ein jämmerlicher, schwächlicher Burche war, mit solchem Plan hervorgetreten wäre! Er kaufte sich einen Revolver, um dem Lieutenant aufzulauern und ihn über den Haufen zu schießen. Seine Hand zitterte vor Erregung, wenn er sich diesen Moment ausmalte. Der Zeigefinger zuckte mechanisch hin und her, als ob er alle sechs Kugeln aus dem Revolver jagen wollte. Er ging auch wirklich und wartete stundenlang vor des Lieutenants Hause. Aber der kam nicht, und in schwerem Fieber schlich der Junge heim. Herr Klaus hätte vielleicht ohne Furcht des Weges kommen und an dem Versteck seines Todfeindes vorbeigehen können, im entscheidenden Moment wäre die Waffe wohl doch in Ruhe geblieben. Das sind immer trübe Rachepläne, die schließlich keiner Fliege ein Leid thun und den armen Verfolger nur noch viel unglücklicher machen.

Abraham hatte an Eva alles verloren, seine einzige Schützerin, die ihn gegen Verwandte und Bekannte vertheidigte, wenn Frau Silberstein oder Onkel Jakob auf diesen „ewig verbitterten und unangenehmen Jungen“ schalteten; seine treueste Freundin, der er alles anvertrauen und seine schweren Gedanken sagen konnte, ohne von ihr wie von dem Vater für frühreif und überspannt erklart zu werden; sein Ideal, zu dem er aufblickte, seinen Halt, seine Stütze.

Er ging in die Schule und schrieb seine Arbeiten, sprach noch weniger als früher und war allein.

In den allerersten Tagen nach Eva's traurigem Ende hatte sich der Justizrath eng an seinen Sohn geschlossen, aber Abraham war nicht der Tröster, den sein Vater suchte. Der Justizrath bildete sich dann ein, Abraham's Hinstarren und fremdes Wesen habe seinen Grund in der peinlichen Szene, die zwischen ihm, dem fremden Mädchen und seinem Sohne stattgefunden hatte, während der Tod im Hause schon eingelebt war. Er war außer sich über eine solche Geschäftigkeit und Ungerechtigkeit, und statt zu erwägen, daß allerdings diese Szene unverlöschlich Eva's Bruder vor Augen stehen mußte, fand er in Abraham's Wesen eine unerhörte Anfechtung und eine Kritik, die kein Sohn das Recht hatte, dem Vater gegenüber auszuüben. Er that Abraham in jeder Weise damit unrecht. Der Schmerz um Eva hatte alle andern Gedanken in ihrem Bruder wenigstens momentan vergehen lassen. Was kümmerte ihn in diesen Tagen die Fremde! Mit ganzer Seele hätte er sich dem Vater in die Arme geworfen und Trost bei ihm gesucht, wenn nicht die Scheidewand längst zwischen beiden errichtet gewesen wäre. Bruder und Schwester hatten zusammengehört, die Kinder und der Vater aber waren seit Jahren einander halb fremd geworden, Abraham noch mehr als Eva. Das Mädchen hatte immer wieder das Band geknüpft und sich an den Vater gelehnt, der Junge fand dazu nicht die warmen Herzensstöne. Sie hatte zwischen Vater und Bruder wie ein Bindeglied gestanden, nun war sie fort, und die Kette hätte nur durch große Liebe und viel Nachsicht neu zusammengesügt werden können.

Da war es denn ein trübes Verhängniß, daß jene peinliche Szene in dem schlimmsten Moment dazwischen getreten war, und wenn Abraham sie in dem alles tödtenden Schmerz kurze Zeit vergaß, der Vater behielt sie immer ängstlicher im Gedächtniß. Er maß ihr für seines Sohnes Benehmen eine entscheidende Bedeutung bei, und damit zerriß das letzte schwache Band.

Wie ein Trost kam es über den Justizrath. Von seinem eigenen Sohne sich moralisch maßregeln zu lassen, dazu hatte er denn doch nicht Lust. So wurden die beiden an Eva's Leiche einander fremder als je.

Abraham sprach mit Anna fast nie mehr, und der Justizrath suchte umgekehrt die Unhöflichkeit und Rücksichtslosigkeit seines Sohnes ihr gegenüber doppelt weit zu machen. Sie ihrerseits hatte Eva's Tod mit so aufrichtigem Schmerz empfunden, wie das ja auch durchaus natürlich war, daß sie damit des Anwalts Herz noch mehr erobert hatte. Er war jetzt in der Trauerzeit stets abends zu Hause, und so trostlos einsam starteten ihn die Wohnräume entgegen, daß er froh

sein durfte, in Kennen jemand um sich zu haben, mit dem man Worte tauschen konnte.

Freilich der Liebesrausch war an der Bahre verfloren, und der Justizrath hatte in den ersten Tagen sogar die Absicht gehabt, Anna wieder aus dem Hause zu geben — natürlich in gesicherte Verhältnisse — und den Rest seiner Tage als Einsiedler hinzubringen, einzig der Erinnerung an Eva lebend. Aber es ist seltsam, wie bald die Macht derer vergeht, die nie mehr unter uns treten. Wir meinen im ersten Schmerz, nun sei alles zu Ende und wir könnten nicht wieder froh werden. Aber die jämmerlichen Alltäglichkeiten sind die Feinde der Dahingeshiedenen: sie rütteln uns aus dem dumpfen Brüten auf und zwingen uns, ganz allmählig in das Leben zurückzulehren, zu vergessen.

Der stets nahe Verkehr brachte den Anwalt und seinen Schützling immer mehr zusammen. In sentimentaler Regung redete er sich vor, das fremde Mädchen sei ihm als Ersatz für Eva von der Vorsehung gesendet; nur hätte die Logik ihm dann sagen sollen, daß nicht eben väterliche Gefühle das Verhältniß bedingten.

Anna wurde sich ihrer merkwürdigen Stellung nie recht bewußt. Ein besonders feines Empfinden oder ein lieblich scharfer Verstand mangelten ihr durchaus, und neben aller Trauer um die arme Eva war sie ihres Lebens jezt von Herzen froh. Sie hatte alles, was sie bedurfte, in bester Weise und verstand nur eines nicht recht, weshalb Abraham sich so wirklich häßlich ihr gegenüber benahm. Sie sah auch jezt schweigend und nähte, während Abraham las oder lernte. Die große Neugierde ließ ihr jedoch keine Ruhe und sie mußte davon sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Man soll ihn nicht scheiten, unseren Magistrat! Ein König sah sich vor einem halben Jahrhundert genöthigt, den Märzgefallenen eine letzte Ehrenbezeugung zu erweisen. Unsere Herren vom Magistrat fürchten nichts auf der Welt. Ruft ihnen immer zu: Hut ab vor denen, die in junger Begeisterung für den Gedanken, aus Unterthanen endlich Bürger zu schaffen, ihr Blut hingegeben haben. Sie erwidern, wie es sich bei mannhafte Herrschaften auch gebührt: Und wenn die ganze Stadtbürgerschaft sich die Kehlen heiser schreit, wir beugen uns nicht, wir weichen und wanken nicht, wir vom Magistrat. Ja, sie haben Mark in den Knochen. Jeder einzelne fühlt sich heute, wie ein Coriolan, der dem freihändlischen Böbel schroff entgegentritt. Es sind ja jezt mannigfach Prunkgewänder Mode geworden. Vielleicht werden sich demnächst die aufrechten Magistratsherren, die dem Drängen der eigenen Bürgerschaft so tapfer widerstanden, in die toga der Senatoren hüllen dürfen, so wie unsere Kunstprofessoren bei öffentlichen Festen in altvenetianischem Purpurkostüm einherstolziren; was sich zum Beispiel bei der winzigen Eggellens Adols Menzel ganz köstlich macht. Am den schlenker und schliddert der Purpurmantel, und das Männchen darunter ist ganz rathlos.

Andere Zeiten andere Bilder! Die Freiheitfänge sind verstimmt; es schmettert keine eiserne Nachtigall mehr ihre besauernde Weise. Das Wort von den Menschenrechten ist für die überlegenen Köpfe, die ihre Zeit und ihren Vortheil verstehen, zum Spott geworden. Man lächelt über die thörichtesten Idealisten, über die sonderbaren Schwärmer von achtundvierzig. Wie leben in den Tagen realpolitischer Begebenheiten. Wer sich mächtig fühlt, rege seine Pranken und greife zu. Recht hat, wer sich sein Recht nimmt und das Grobarte behauptet. In solchen Tagen wäre empfindsame Pietät eigentlich unzeitgemäß; und unmodern will unser Magistrat nicht sein. Darum keinen Denkstein für die Schwarzgeister, die einst ausgezogen waren, um ihren Mitbürgern den Frühling zu bringen, den sie in der eigenen Brust klingen hörten.

Männer von Geschmack tragen sich nie anders, als alle übrige Welt. Vor mehr als hundert Jahren hat man in Frankreich das Wort von den gleichen Menschenrechten gemünzt. Heute treibt die studirende Jugend dort einen lärmend-nationalistischen Sport und verbündet sich mit Clementen, die immer dabei sind, wo es einen Kadav giebt. Je unduldsamer, desto besser, das ist die Lösung im neuen Sport. Ein Jude hat Verrath geübt, vielleicht ist er auch unschuldig; klar erwiesen ist die Sache nicht, und man verallgemeinert und plündert etliche Judenläden. Ein Schriftsteller, wie Zola, nimmt an, daß der erwähnte jüdische Offizier zu unrecht verurtheilt sei; und die Leute, die sich sonst ihres besonderen Sprits rühmen, vergessen, was ihnen dieser Zola an geistiger Arbeit gegeben. Man kann über die Dreyfus-Geschichte denken wie man wolle. Man kann sich fragen: Wenn verletztes Rechtsgefühl aufreizt, wie nichts Zweites auf der Welt, warum hat jener Theil der öffentlichen Meinung, der wegen des heutigen Kadav's und der trüben Erscheinungen in Paris und in anderen Großstädten am liebsten die ganze große französische Bevölkerung in Licht und Baum thäte, nicht einmal zum zehnten Theil so kräftig reagirt, als der Bergarbeiter Schröder zu Zuchthaus verurtheilt wurde? Das war doch eine öffentliche Verhandlung; da wird jeder Rechtsirrtum, jede Massenbesaungenheit klarer. Und dort kann man doch höchstens

sagen: „Wir wissen nicht!“ Aber Zola glaubt. Das ist sein gutes Menschenrecht. Er kann irren, aber persönlich ist er überzeugt. Er spricht die Sprache eines Ueberzeugten; und grüne Zungen behandeln ihn, als hätte er selbst sein Volk verkauft.

Das bedauerlichste an dem trüben Spektakel ist die Sensation, die es erregt. Die Sensation lenkt gern von Wesentlichen aufs Unwesentliche ab. Nachrichten wandern übertrieben hin und her, Falsches und Nichtiges schwirrt durcheinander, die Gemüther werden aufgeregter, in Spannung erhalten und das paßt den Nachhabern mitunter recht gut. Die Aufmerksamkeit wird von tief einschneidenden Fragen leise abgelenkt. In Deutschland will man der engen Bewegungsfreiheit der Arbeiter einen schweren Nackenschlag verfehen, der große Kampf der englischen Maschinenbauer geht zu Ende: Es sind Kulturfragen von eminenter Wichtigkeit: Allein der sensationelle Sport geht drüber. Jeder Krawall, jeder Erzeß in Frankreich, wird sorgsam notirt. Die Liberalen seufzen, welch' edler Sinn ist hier zerstört. Die Konservativen höhnen: „Das ist eure Welt, das ist eure Republik, die nach einem kriegsbereiten Diktator lechzt; nun heißt es, auf der Hut sein vor dem Nachbar, Waffen her!“ und inmitten des aufgeregten Getümmels kann man stiller und bequemer jenen Errungenschaften zu Leibe gehen, die in jäher Mühsal, im harten jahrzehntelangen Kampf erstritten wurden. Man griff eben zu. Nur keine Empfindsamkeit in Nachfragen.

Ueberzärtlicher Empfindsamkeit hingegen konnte man im rück-schrittlichen Lager begegnen, als neulich im Reichstag künstlerische Angelegenheiten berührt wurden. Unser Reichstag sollte sich wirklich nicht auf Kunstdebatten einlassen; es kleidet ihn nicht. Wer von der Kunst so viel begreift, wie ein Tapezierer etwa, der mit dem schönen Spruch „Schmücke Dein Heim!“ vertraut ist, lasse die Hand davon! Was die arme Kunst nicht alles sollte, immer sollte. Zum Glück kümmert sie sich nicht um Kommandorufe. Längst hat man ihr gegenüber die historisch-wissenschaftliche Methode angewandt; man weiß, daß sie eine nothwendige Lebensäußerung ist, daß sie, im großen gefaßt, keine Willkür bedeutet, daß sie vielmehr an Zeitercheinungen, politische und soziale, innig gebunden ist. Ob sie einer segnet, ob er ihr flucht, sie ist da und fragt den einzelnen nicht um seinen Willen. Aber sie soll fromm sein und keusch und erbaulich, wenn ein frommer Herr es will. Sie soll in Scandinavien Früchte erzeugen, wie sie im alten Hellas geschaffen wurden, meint ein anderer und glaubt, man braucht derlei nur tüchtig herbeizufahren, so kommt es auch. Kunstberathungen auf deutschem Parlamentsboden sind unerquicklich. Man streitet über Elementar-begriffe, die erledigt sind. Ein Abgeordneter spricht von Sudlern und elenden Pinslern. Und jeder Mensch, der sich je darum gekümmert, weiß, daß dieser Vorwurf kaum jemals einem starken Temperament, nie aber einem heranwachsenden, auf neuen Zeitbegriffen fußenden Künstlergeschlecht erpart geblieben ist. Heute, wie immer, läßt sich's an verhältnißmäßig jungen Männern nachweisen. Als vor etwa zwölf Jahren Max Klinger in Berlin auszustellen begann, da lachte man, lachte aus voller Kehle über den tollen Hekt, der so sonderbare Schmierereien entwerfe. Nicht alle Welt lachte so, aber immerhin eine ansehnliche Mehrheit. Und heute sind die Bildungsheuchler so weit, daß sie am liebsten jedem Steine nachwerfen möchten, der nicht jedes Klinger'sche Werk gleich genialisch findet und sich seine Objektivität bewahrt. Vordem ging man zu Böcklin, wie man zu einem Kromm geht, und jezt waren 50 000 Berliner in der Böcklin-Ausstellung, ließen sich drängen und schieben, sahen wenig und schrien doch: „ach, wie herrlich“, wenn sie Männer, und „wie süß“, wenn sie Damen waren. „Süß“ ist das Lieblingsbeiwort der Berliner Damenwelt; sie findet Beethoven's neunte Symphonie auch „einfach süß“.

Biel Mühsamkeit ohne innere Theilnahme, wird jezt eben wiederum für einen „Mann der Kunst“ verzapft, für Karl Holtei, der vor hundert Jahren am 24. Januar in Breslau geboren wurde. Man hat ihn gern einen Volksfänger genannt, und gewiß war er eine der populärsten Erscheinungen in Deutschland und insbesondere in seiner schlesischen Heimath. In seinem „Gruß-Brassel“ kannte jedes Kind den Vater Holtei mit dem lang herabwallenden grauen Haar. Und doch knüpft seine Popularität nicht an künstlerische Bedeutung höherer Art an. Er stieg hernieder, er zog nicht in die Höhe. Unser Schiller kennzeichnete das doppelte Wesen des Volksfängers in seiner Kritik über Bürger's Gedichte in einer Form, die heute noch Werth und Geltung hat. Ein Volksfänger hat danach zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl. Entweder er bequemt sich ausschließlich der Fassungskraft des großen Hauses an, oder er versucht, den Abstand zwischen dem großen Hausen und der geistigen „Auswahl der Nation“ durch die Größe seiner Kraft aufzuheben. Das ist seine schwere Aufgabe. Ihre glückliche Auflösung, „dem edeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Hausen ungenießbar zu werden“, ist dann nach Schiller der höchste Triumph des Genies. In Schiller's Geist bedeutet die Popularität Holtei's nicht allzu viel. Seiner Lyrik, der schriftdeutschen wie der mundartlichen, haftet ein Zug von spießbürgerlichem Behagen an. Das gewinnt ohne Frage, aber es wiegt nicht viel. Holtei war überaus fruchtbar. Er schrieb Dramen über Dramen mit unheimlicher Reichtigkeit. Heute sind die meisten verschollen, wie ihre Romantik und ihre Thräneneligkeit, die durchaus mit dem Grundklang

des Spießbürgerlichen sich vereinigen. Nur ein Drama von Holtei sah ich auf der Bühne, das weinerliche Schauspiel „Vorberbaum und Bettelstab“; es ist in Sentimentalität über und über getaucht und ganze Philistergenerationen haben die „edelsten Thränen“ über den Dichter vergossen, der im Jammer endet. Ach, ach, wie schlecht hat's doch so ein Genie, denkt der brave Mann, bevor er sein Abendbrot isst. Schon Lessing wies in seiner gesunden Manier auf das Thörichte hin, jeden Lebensschmerz eines Künstlers als den Rainstempel des Genies bezeichnen zu wollen. Manches Gedicht Holtei's ist übrigens heute noch populär (Denkst du daran, mein tapferer Lagienka, Schier dreißig Jahre bist du alt u. s. w.); mancher Leser erbaut sich noch an der romantischen Polenschwärmerei und an den „fahrenden Zigeunern“, wie sie Holtei zum theil ebenfalls in romantischer Verklärung in seinem Roman „Vagabunden“ geschildert hat. Ein Zigeuner war er ja selber trotz seines Kleinbürgerlichen Wesens. Als Zigeuner hat er auf seinen Wanderfahrten das Stärkste geleistet, was ihm zu leisten gegeben war, wenigstens nach Aeußerungen seiner Zeitgenossen. War er selber nicht im großen Sinne produktiv, er begriff die Größe und wurde so ein hervorragender Vorleser Schatepeare'scher Dramen. Da wurde er mehr als populär im Schiller'schen Sinn. Er wirkte, er erläuterte. Der Wandersmann verbrachte im Klosterfrieden der Barnherzigen Brüder zu Breslau seinen Lebensabend. 1880 starb er hochbetagt. Die Bürgerschaft Breslaus, deren schlesische Gemüthlichkeit und deren schlesische Sentimentalität ja Holtei in sich vereinigte, bereitete ihm ein feierliches Begräbniß. In Schlesien allein wird noch länger haften bleiben, was Holtei gesungen und gedichtet hat. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Entwicklung der Leuchtfeuer sprach Baurath Weitmeyer im Berliner Ingenieurverein. Die Schiffer waren in älterer Zeit schon sehr zufrieden, wenn sie ein Leuchtfeuer bei mittlerer Lust sechs Seemeilen weit sahen, während sie gegenwärtig eine Sichtbarkeit von mindestens 20 Seemeilen noch bei mäßigem Nebel verlangen. Die Befeuernng der deutschen Küsten wurde in der Zeit der Hanse zunächst von Lübeck in die Hand genommen, das auf Falsterbo für die Heringsfischer am Anfange des 15. Jahrhunderts einen Leuchtturm baute. 1226 folgte der Leuchtturm von Travemünde. Sodann sind befeuert worden 1286 Newwerk, 1306 Hiddensee, 1408 Warnemünde, 1482 Weichselmünde, 1532 Röstin, 1562 Pillau, 1602 Wangerog, 1666 Kolbergermünde, 1678 Helgoland, 1750 Nemel. Ursprünglich diente Holz als Brennstoff, dann Talgkerzen, auch einfache Dellampen. Um 1600 kamen in England die Steinkohlen zur Verwendung, 50 Jahre später wurden sie in Hamburg eingeführt und dann immer allgemeiner als Brennstoff für Leuchtfeuer in Gebrauch genommen — obchon z. B. in Eddystone bis 1815 Kerzen brannten —, bis die Erfindung der Dellampen mit doppeltem Luftzuge (Argoudbrenner) sie rasch allenthalben verdrängte, wozu die Erfindung der parabolischen Hohlspiegel, 1827, das ihrige beitrug. Später trat dann das Petroleum und zuletzt die Elektrizität als Leuchtmittel auf. —

Theater.

— Von Hermann Sudermann dürfte das Deutsche Theater im nächsten Jahre eine Märchendichtung: „Die drei Reihfederu“ bringen. —

Musik.

— or — Konzerte. Herr Siegfried Döhs hatte für das zweite Konzert seines philharmonischen Chores ein interessantes Novitäten-Programm zusammengestellt, dessen erstes Stück ein weltliches Oratorium „Sylvesterglocken“ von dem an der Budapester Musikakademie wirkenden Kompositionslehrer Hans Koessler war. Ein wortschweres Gedicht Max Kalbed's hat mit seinem zwischen Trauer und Pessimismus liegenden Inhalt nicht gerade anregend diese Musik beeinflusst. Der in harmonischer und besonders kontrapunktischer Hinsicht sehr verdienstvollen Arbeit wird stets behufs breiter allgemeiner Kunstwirkung der Mangel an wirklichen Gedanken, an Mannigfaltigkeit des vokal und orchesteralen Ausdrucks und an beglückender Schaffensfreude vorgehalten werden. Schöpferische Fülle durchzog die nächste Nummer: „Snöfrid“, Musik von Stenhammar, Gedicht von Nydberg. Neben symbolischen Gemeinplätzen enthält das Poem seine Stimmungen und dramatische Lebendigkeit, welchen der sehr begabte schwedische Musiker nicht ohne ein gewisses, gefuchte Harmonien und Rhythmen, bizarre Effekte liebendes Originalitätsstreben beigegeben ist. Dasselbe führt ihn zuweilen in eine sehr erkennbare Gedanken- und Ausdrucksnähe Wagner's, was einem lebhaften Interesse eben nicht hinderlich ist. Im ganzen ein wirkungsvoll und klangschön gearbeitetes Stück, dessen Schöpfer nach der Bühne schaut und horcht, ein sehr weltliches Balladen-Oratorium. Nach Hugo Wolf's hier schon gehörtem „Feuerreiter“, einem bis ins kleinste genial konzipirten Tongemälde, folgte als Schluß eine zahme Humoreske von Arnold Mendelssohn, „Der Hagelst.“, Gedicht aus Herder's „Stimmen der Völker“. Die Heiterkeit dieser Musik gehört weder der niederen Gattung des Liedertafelhumors an, noch schwingt sie sich zu freier poetischer Höhe empor. Ohne Präntension bückt diese lustige, nett gearbeitete Belanglosigkeit vorüber und erhält nur dann künstlerische Physiognomie, wenn sie in solch vollendeter Wiedergabe erscheint, wie sie ihr, gleich den andern Programmnummern, seitens des auf der Höhe seines Ausdrucksvermögens stehenden philharmonischen

Chores zu theil wurde. — Neben Beethoven's „Pastoralsymphonie“ hörte man im 6. Symphonie-Konzerte der königl. Kapelle die selten gefielte d-moll-Symphonie von Rob. Volkmann. Das Publikum hatte Scharfrichter-Anwandlungen und zischte nach derselben selbst den Achtungsapplaus nieder. Und doch welch tonlicher Inhalt, wie viel poetische Empfindung lebt in dem Werke, wie ragt es im Wirrwarr unserer modernen Orchester-Kunprinzipien an Gedanken, Form und Stil empor! Die Einleitung machte Cornelius' Wig und Geist sprudelnde Ouverture zum „Barbier von Bagdad“, das Hauptinteresse jedoch galt Tschaiwowski's Phantasie-Ouverture „Romeo und Julia“. Anregungslose Musik schrieb dieser russische Tonkünstler nie, aber diesmal blieb er wohl weit hinter dem poetischen Vorwurf zurück. Anstatt melodischer Gedanken giebt es viel oratorische und tonmalerische Künste, rhythmische Künsteleien und interessante Neußerlichkeiten. — Fräulein Marcella Pregi hat ihre volumtkeine, schlante Sopranstimme in seltener Schule herangebildet. Ihre Technik behandelt mit derselben beruhigenden Leichtigkeit zierlichen Koloraturstil, wie sie die Forderungen eines warmen getragenen Liebergesanges zu erfüllen vermag. Ihr eigenes Gebiet ist netische Grazie und seine Schelmerei, und so gelangen ihr einige altitalienische Lieder und des sonst so monumental ersten Bach unwiderstehlich lustiger „Streit zwischen Phöbus und Pan“ in ausgezeichneter Weise. — Ist Fräulein Vizzie Sondernann aus Dresden auch nicht mehr im Besitze einer völlig unberührten Stimme, so ersetzt sie dies durch ein sehr respektables Können, einen guten musikalischen Geschmack, schöne Züchtigkeit und geistige Schmiegsamkeit des Vortrages. Schumann's „Frauenliebe und Leben“ erklang aus ihrem Munde im vollen Zauber melodischer Anmuth und gemüthlicher Tiefe. — Fräulein Wanda Landowska ist eine sehr jugendliche Pianistin, die selbst für Sebastian Bach schon hinreichende Technik und geistiges Vermögen besitzt. Mit naiver Ungeschicktheit sagt sie alles an und vermag mit ihrer ungebrochenen Empfindung selbst Beethoven's Sprache trefflich wiederzugeben. Auch als Komponistin zeigte dieses kleine Fräulein feinkünstlerische Züge. — Die russische Pianistin Wera Maurina ist eine beachtenswerte und geschickte Künstlerin, die mit großer Fertigkeit und schönem Anschlag, mit Verständnis und Liebe in den Geist der vorgetragenen Tonstücke eingeht. Sie spielte Bach, Beethoven, Brahms, Chopin, alles gewandt dargeboten und reich durchgearbeitet, aber auch alles ohne energisch bezwingende Individualität. — Die Prager Violinistin Adèle Sandtner besitzt neben bedeutenden technischen Vorzügen eine fast übergesunde Fülle temperamentoollen Ausdrucks, welche sie bisweilen an die Grenze überstürzter Derbheit führt. Mit ihrem großen, unigen Empfindung wie absichtlich meidenden Ton wurden Arbeiten von Rubinstein, Bizetemps und Wieniawski mit fast renommirendem Uebermännertume wiedergegeben. —

Kunst.

— Preisausschreiben. Die Redaktion der Wiener Wochenschrift „Die Wage“ setzt einen Preis von 200 Kronen aus für den besten Umschlag-Entwurf (Format 24 x 33, Feder- oder Tuschezeichnung auf einfarbigem Grunde). Die Bedingungen sind die usuellen: Name in geschlossenem, mit Motto versehenem Kouvert. Die Einsendungen sind bis spätestens 15. Februar 1898 an die Redaktion der „Wage“ (IV., Hengasse 18) zu richten. —

Aus dem Alterthum.

— Ueber antike Theaterbillets sprach in der letzten Sitzung des deutschen archäologischen Instituts in Athen der Numismatiker Svoronos. Diese Billets oder Symbole sind Kupferplättchen mit den Buchstaben des Alphabets von A bis Q oder auch von AA bis QQ oder selbst mit drei gleichen Buchstaben des Alphabets (AAA). Die Erklärung, die Svoronos diesen Aufschriften giebt, macht nicht bloß die bisher unbekante oder begreifelte Bedeutung der Schriftzeichen klar, sondern enthält auch völlig neue Thatsachen über das Dionysos-Theater, dessen architektonische Eintheilung in dreizehn „Keile“ mit der Kleisthenischen Staatsverfassung Athens zusammenhängt. Das Dionysos-Theater wurde von dem bekannten Redner und Staatsmann Epurgos (338—326 v. Chr.) erbaut, um auch als Versammlungsort des Demos zu dienen. Der Hohlraum des antiken Theaters wurde, von unten nach oben aufsteigend, durch drei breite Zwischengänge in drei große Hauptabschnitte oder Zonen zerlegt, die gewissermaßen dem Parterre, ersten Rang und zweiten Rang entsprechen würden; eine Anzahl von Stadien theilte wieder das ganze Theater in 13 Keile. Die 13 Keile der an der Orchestra gelegenen ersten Zone des Theaters waren für die stimmberechtigten Bürger der kleisthenischen Verfassung, etwa 6000 an der Zahl, bestimmt; in der Mitte dieser Zone, wo die Ehrenplätze sich befanden, saß direkt an der Orchestra die Körperschaft der Bouleuten, direkt über dieselben erheben und die Stadtaufscher. Zu beiden Seiten von diesen Mittel- und Ehrensitzen waren in drei Etagen auf dem Raum von je fünf Keilen den zehn Phylen von Athen ihre Plätze zugewiesen. Diese drei Etagen der ersten Zone entsprechen den drei Tritzen (Küstenbewohner, Binnenbewohner und Stadtbewohner), in welche die Phylen von Athen eingetheilt waren. Diese Anordnung der Sitze im Theater hatte eine praktische Bedeutung für die bei Volksversammlungen stattfindenden Abstimmungen, die auf diese Weise sehr genau vorgenommen werden konnten. Die Urnen standen vor der ersten Sitzreihe an der Orchestra, wo die Sessel für

die Prytanen, Archonten und Priester aus Marmor gemacht waren, und man konnte so der Reihe nach aus den Keilen heruntersteigen, um die Stimme abzugeben. Jeder Sitz der ersten Zone war durch einen Buchstaben des Alphabets bezeichnet; dagegen erhielten die Billets für die zweite Zone zwei Buchstaben des Alphabets (zum Beispiel BB), die der dritten Zone drei Buchstaben (AAA). —

Völkerkunde.

— Die auf der niedrigsten Kulturstufe stehende lebende Menschenrasse sind wohl die auf einer Insel des kalifornischen Meerbusens hausenden Seri-Indianer. Sie sind nach den Schilderungen eines amerikanischen Geologen, der sie vor nicht langer Zeit mit nicht geringer Gefahr besuchte, ein uralter Menschenstamm, von dem jedoch, weil er sich streng abgeschlossen hielt, wenig bekannt ist. Die Seri's sind Kannibalen, mit bedeutender Energie begabt, die dem Kriege, in welchem sie sich vergifteter Pfeile bedienen, handwerksmäßig obliegen. In ihren Einrichtungen hat sich entschieden anstatt der Vatergewalt das System der Muttergewalt ausgebildet. Ursprünglich die Monogamie anerkennend, sind sie jetzt der Vielweiberei verfallen. Vom Ackerbau hatten sie bis in die neuesten Zeiten hinein keine Vorstellung und besitzen auch jetzt noch nicht einmal einen besonderen Namen für die steinernen Pfeilspitzen, deren sie sich dabei bedienen. Sie leben immer noch fast ausschließlich von Jagd und Fischfang. Ihre Geräthschaften sind gewöhnliche Feldsteine, die im Gebrauche allmählich zweckmäßigere Formen erhalten. Ob der Stamm wegen des herrschenden Kannibalismus im Aussterben begriffen ist, läßt sich bei der völligen Unzugänglichkeit jener Wilden nicht ermitteln. —

Gesundheitspflege.

io. Schreibmaschine und Gesundheit. Das Maschinenschreiben ist jetzt so allgemein geworden, daß sein Einfluß auf die Gesundheit Beachtung verdient. Die Möglichkeit eines Eintretens von Krampf infolge dieser Beschäftigung wird vielfach bestritten, und daher hatte eine englische Zeitschrift die Frage aufgestellt: „Kennt jemand einen Fall von Maschinenschreibkrampf bei einem sonst gesunden Menschen und beim Gebrauch einer guten Maschine?“ Daraufhin wurden drei Fälle von unleugbarem Krampf dieser Art festgestellt. Dieser Krampf gehört zu den sogenannten Berufskrankheiten und besteht in dauernd wiederkehrenden Bewegungen der Hände und besonders der Finger, ähnlich den Krampferrscheinungen, die als Pianisten-, Komponisten- und Schneiderkrampf bekannt sind. Wahrscheinlich wird dieser Krampf jetzt, wo einmal die Aufmerksamkeit auf denselben gelenkt ist, häufiger zur Kenntniß der Aerzte gelangen. —

Geologisches.

— Die natürlichen Kohlen säurequellen Nord- und Mitteldeutschlands haben in neuerer Zeit, seitdem man die Kohlen säure verflüssigen kann, eine nicht unbeträchtliche wirtschaftliche Bedeutung erlangt. Neuerdings ist in Sondra im Thüringer Wald wieder eine Kohlen säurequelle von außerordentlicher Leistungsfähigkeit entdeckt worden. Sie liegt in der Gemeinde Sondra, Kreis Waltershausen des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha, und ist im Jahre 1895 beim Niederstoßen eines Bohrloches aufgeschlossen worden, mit dem man Kalisalze aussuchen wollte. Als das Bohrloch gegen 190 Meter tief war, begann eine stetige Zunahme der Kohlen säure-Entwicklung, und bei 196,7 Meter strömte das Gas unter starkem Druck aus und ist dreiviertel Jahr lang unbehelligt ins Freie getreten, ehe die Abkühlung des oberen Theiles des Bohrloches und die Anbringung eines geeigneten Verschlusses gelang. Nach einer Schilderung Dr. C. Schnabel's in der „Berg- und Hüttenmännischen Zeitung“ sieht das Auftreten der Kohlen säure dort im Zusammenhang mit vulkanischen Ereignissen, welche in der Terklärtzeit in der Gegend des Thüringer Waldes, besonders am nordwestlichen Ende und in der Höhe eintraten und das Empordringen basaltischer Gesteine veranlaßten. Als Nachwirkungen derartiger Ereignisse sind die heißen Quellen, die Kohlen säurehaltigen Wasserquellen (Säuerlinge, Eisen säuerlinge) und die Kohlen gasausblasungen zu betrachten, wie sie in der näheren und weiteren Umgebung erloschener Vulkanen auftreten. Bei dem hohen Druck (bis zu 17 Atmosphären), welchen die Gase nach dem Verschießen des Bohrloches zeigen, muß angenommen werden, daß die Kohlen säure aus großer Tiefe stammt. Seit Entdeckung der Quelle strömt sie immer noch mit der gleichen Stärke aus, und für absehbare Zeiten ist keine Abnahme zu fürchten. Jetzt, nachdem sie abgedichtet ist, kann man diesem uner schöplichen Vorkommen durch zwei am Verschlusstopfe angebrachte Ventile nach Bedarf Kohlen säuregas entnehmen. Beim Öffnen entweicht die Kohlen säure unter betäubendem Geräusch, denn in der Stunde entströmen dem Bohrloche gegen 1000 Raummeter Gas. Es ist völlig trocken und frei von überriechenden und übel schmeckenden Bestandtheilen und enthält kaum 1 pCt. Stickstoff. Die Kohlen säure des Bohrloches findet bis jetzt Verwendung zur Herstellung von flüssiger Kohlen säure und als Kraftquelle zum Betriebe der Kohlen säurepressen und elektrischen Lichtmaschinen. —

Technisches.

— Ein Riesen-Dampfbagger. Der Hafen von Liverpool, von dem die meisten großen englischen Postdampfer nach transatlantischen Plätzen abgehen, hat das Unangenehme, daß

er häufig verlandet. Um diesem Uebel abzuwehren, haben die Behörden einen Dampfbagger in Bau gegeben, der schon in der nächsten Zeit fertig werden und ein wahres Ungethüm von einem Bagger sein wird. Dieser Bagger wird 100 Meter Länge haben bei 40 Meter Breite; er wird ganz aus Stahl gebaut und bekommt an den Seiten ein doppeltes System von je 4 Hebern, mit denen er im Stande sein wird, per Stunde 3000 Tons Sand herauszubringen. Außerdem ist in der Mitte des Baggers eine Art Pumpe, deren Rohr von 98 Zentimetern Durchmesser auf eine Tiefe von mehr wie 15 Meter in den Schlamm heruntergelassen werden kann. Diese nach einem neuen Modell konstruirte Pumpe hebt mit Leichtigkeit per Stunde 4000 Tons Sand oder Schlamm. Dieser Liverpooler Bagger wird das größte Fahrzeug dieser Art sein, das jemals gebaut worden ist. —

— Das Anstreichen mittels komprimirter Luft gewinnt in Nordamerika und besonders bei den Eisenbahngesellschaften immer mehr an Ausdehnung. Bei mehreren großen Eisenbahngesellschaften werden daselbst die Lastwagen, die Untergerüste der Personenwagen, kurz alle Arbeiten, die nicht größere Sorgfalt erfordern, nunmehr ausschließlich mit Hilfe von komprimirter Luft angestrichen. Die Sache geht in der Weise vor sich, daß der in einem Gefäß befindliche Farbstoff durch einen Schlauch zu einem Mundstück gelangt; zu letzterem wird außerdem durch einen zweiten Schlauch komprimirte Luft zugeleitet, welche nun, ähnlich wie bei einem Injektor oder bei einem Sandstrahlgebläse, den Farbstoff in einem Sprühregen auf das Objekt wirft, welches angestrichen werden soll. Die Arbeit geht außerordentlich schnell vor sich. Das Anstreichen mit dem Apparat kommt mit Einschluß der Amortisation der Anlagelosten um 50 pCt. billiger als das Anstreichen mit Pinsel. —

Humoristisches.

— Nur ein Wort. „... Herr Förster, die Dame, die hinter mir sitzt, ist meine frühere Braut... Denken Sie sich, wegen eines einzigen Wortes sind wir auseinander gekommen!“ — „Ja, wie war denn das möglich?“ — „Als ich sie gefragt hab', ob sie mich heirathen will, hat sie „nein“ gesagt!“ —

— Ein gutes Geschäft. „... Du, Huberbauer, ich verkauf' Dir mein Roß. Was giebt' Dir dafür?“ — „A' große Fuhr' Heu!“ — „Ja, was mach' ich denn nachher mit dem Heu, wenn ich kein Roß mehr hab'?“ — „Dessentwegen mach' Dir keine Strupel. Ich leih' Dir dann das Roß so lang, bis die Fuhr' Heu aufgetressen is!“ —

— Ein moderner Junge. „Die Schulaufgaben, Hans, kann ich Dir heut' nicht machen — das Zeug versteh' ich nicht!“ — „Aber Vater, wie konntest Du da nur — heirathen?“ — („Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In Nr. 5 des „Anz. für das Havelland“ verkündet jemand: „Liege mit einem Nest Preßkohlen im Torfgraben und verkaufe 100 Stück zu 55 Pf.“ —

y. Sprotten- und Krabbenfang. Bei Hasfrug (Dittolshain) sind in den letzten Tagen gewaltige Mengen Sprotten gefangen worden. Eine einzige Wade enthielt über 60 000 Pfund. Wie aus Tönning berichtet wird, kehrten die Porrenfischer bereits mit den ersten diesjährigen Krabben zurück. Ein so frühzeitiger Fang ist seit Menschengedenken nicht dagewesen. —

— Im Beamtenhause der Breslauer Spiritfabrik fand eine Explosion von Grubenpulver statt. Das Pulver war in der als Brennmaterial verwendeten Kohle zurückgeblieben. Eine 70jährige Frau wurde, mit Brandwunden bedeckt, aufgefunden; sie starb alsbald. —

— In Karlsruhe ist ein Theil der Werkzeugmaschinen-Fabrik Schwindt u. Co. niedergebrannt. —

— Wie aus London gemeldet wird, hat ein Mann bei der Kirche zu Shore ditch in einen Sack gebunden eine weibliche Leiche mit abgetrennten Weinen gefunden. Die Spuren des Mörders sind entdeckt worden. —

— Von einem See-Unglück, das den Walfischfänger „Navarh“ im Eismeer auf der anderen Seite der Behringstraße getroffen hat, berichten norwegische Zeitungen. Als das Schiff sich 120 Seemeilen, nordöstlich von Point Barrow befand, wurde es im Eise festgeschoben, so daß die Besatzung dasselbe in Booten verlassen mußte. Bald aber geriethen auch die Boote fest, so daß man auf großen Eisschollen Aufenthalt nehmen mußte. Dem Kapitän mit seiner Frau und sechs Mann glückte es, Capper Island zu erreichen, aber 30 Mann verblieben bei dem Schiffe, und von diesen starben 14 Mann vor Ermattung. Das Schiff ging kurz darauf zu Grunde und hinterließ die noch übrigen 16 Mann auf einer nackten Eisscholle, ohne irgend welchen Schutz und fast ohne Proviant. Auf dieser Eisscholle trieben die armen Menschen zwölf Tage lang umher, bis sie endlich von einem Walfänger gerettet wurden. Als sie von diesem Schiffe an Bord genommen wurden, war die Eisscholle nur noch 20 Quadratfuß groß. Von den 19 Männern waren vier irrsinnig geworden und der Rest war durch Hunger und Kälte dem Tode nahe. —